Nr. 121. Morgenausgabe. 1. Blatt. Donnerstag, 13. März 1913.

Königsberger Hartungsche Zeitung.

Die „Königsberger Hartungsche Zeitung" erscheint täglich in einer Abend- und einer Morgenausgabe mit Ausnahme der Tage nach den Sonn- und Feiertagen. — **Bezugspreis für Königsberg:** Vierteljährlich 3,— Mk., frei Haus 3,50 Mk., monatlich 1,— Mk., frei Haus 1,20 Mk. — **Bei der Post:** Vierteljährlich 3,75 Mk., monatlich 1,25 Mk. (ohne Bestellgeld).

Telephonanschlüsse: **Redaktion** Nr. 1011, **Expedition und Verlag** Nr. 36. **Buchdruckerei** Nr. 3307. **Chefredaktion u. Direktion** Nr. 5.

Anzeigen werden in der Expedition Münchenhofstraße 2, sowie in allen Annoncenbureaus entgegengenommen und kosten für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum 20 Pf., für Inserenten außerhalb der Provinz Ostpreußen 30 Pf. **(Arbeitsmarkt u. Wohnungsanzeiger 15 Pf.)** Reklamen 75 Pf.

Das Beleg-Exemplar kostet 10 Pf.

Telephonanschlüsse: **Redaktion** Nr. 1011, **Expedition** und **Verlag** Nr. 36, **Buchdruckerei** Nr. 3307. **Chefredaktion** u. **Direktion** Nr. 5.

Zur Beachtung

für unsere Abonnenten!

Im Interesse pünktlicher Zustellung ersuchen wir, das Abonnement der

„Königsberger Hartungschen Zeitung"

bei den Postanstalten, unserer Hauptexpedition, den Filialen und Ausgabestellen rechtzeitig zu erneuern.

Die Hartungsche Zeitung erscheint zweimal täglich. Der Abonnementspreis beträgt:

In der Stadt:

Bei Abholung:		Durch die Trägerinnen:	
pro Quartal . .	3,— Mk.	pro Quartal . .	3,50 Mk.
pro April . . .	1,— Mk.	pro April . . .	1,20 Mk.

Durch die Post:

pro Quartal . . . . 3,75 Mk.
pro April . . . . . 1,25 Mk.

Das Bestellgeld kostet pro Monat 24 Pf. extra.

Probenummern kostenlos!

Anfang Mai erhalten unsere Abonnenten das fachmännisch bearbeitete

Kursbuch für den Sommer 1913

gratis zugestellt.

Expedition der „Hartungschen Zeitung".

Einheitliche Wahlurnen.

Die Suppenterrinen und Zigarrenkisten werden, wie die Berichte der Wahlprüfungskommission des Reichstages ergeben, noch immer bei Reichstagswahlen als Wahlurnen benutzt. Der Reichstag hat seinerzeit fast einstimmig den Reichskanzler ersucht, die Einführung einheitlicher und das Wahlgeheimnis sichernder Wahlurnen alsbald zu veranlassen. Aus dem von sozialdemokratischer Seite im Reichstag herangezogenen Gutachten des Staatssekretärs Dr. Delbrück ergibt sich, daß die Reichsregierung aus taktischen Gründen, um den Parteien der Linken einen Agitationsstoff zu nehmen, bereit ist, auf den Wunsch des Reichstages einzugehen. Aber Preußen stellt sich dieser Reform hindernd in den Weg. An die Einführung einheitlicher amtlicher Wahlurnen für die Reichstagswahlen ist vorläufig leider nicht zu denken. Aber der Bundesrat ist bereit, dem Wunsche des Reichstages wenigstens soweit entgegenzukommen, wie in den Reichslanden für die dortigen Landtagswahlen zugestanden ist.

In Elsaß-Lothringen ist bekanntlich 1911 für die Landtagswahlen das allgemeine, direkte Wahlrecht mit geheimer Abstimmung eingeführt worden. Als Wahltag ist dort der Sonntag gesetzlich festgelegt. Von einem Isolierraum ist in dem reichsländischen Wahlgesetz nicht die Rede. Doch ist es als Fortschritt gegenüber dem Reichstagswahlgesetz zu begrüßen, daß in den Reichslanden die Wahlurnen bei den Landtagswahlen abgeschlossen sein müssen. Bei den Reichstagswahlen ist nur durch das Wahlreglement bestimmt, daß auf dem Wahltisch „ein verdecktes Gefäß (Wahlurne) zum Hineinlegen der Stimmzettel" vorhanden sein muß. Der Versuch, für die elsaß-lothringischen Landtagswahlen amtliche Wahlurnen einzuführen, ist im Reichstag vor zwei Jahren nicht geglückt. Doch hat der Reichstag bestimmt, daß in Elsaß-Lothringen die Wahlurnen „den im Verordnungswege zu erlassenden Normativbestimmungen entsprechen sollen". Auf dem Verwaltungswege ist alsdann für die reichsländischen Landtagswahlen angeordnet worden, daß die Wahlurnen gewisse Mindestmaße in bezug auf Länge, Höhe und Breite, und in bezug auf die Abschließbarkeit haben müssen. Nach diesem Muster will jetzt auch der Bundesrat für die Reichstagswahlen verfahren. Er will Mindestmaße für die Wahlurnen allgemein vorschreiben mit der Einschränkung, daß in Wahlbezirken mit sehr kleiner Wählerzahl diese Mindestmaße bis zu einer gewissen Grenze noch herabgesetzt werden dürfen. Diese Vorschläge des Bundesrates bedürfen der Zustimmung des Reichstages. Der Reichstag wird seine Zustimmung sicher nicht geben, wenn nicht die Gewähr geboten wird, daß die Mindestmaße für Wahlurnen unter allen Umständen auch in den allerkleinsten Wahlbezirken eine Verletzung des Wahlgeheimnisses ausschließen.

Ein stichhaltiger Grund für die Zurückhaltung des Bundesrates gegenüber dem Wunsche des Reichstages nach Einführung einheitlicher Wahlurnen ist nicht vorhanden. Früher hat sich der Bundesrat jahrzehntelang auch ablehnend verhalten gegenüber der Forderung, einheitliche Stimmzettel zur Sicherung des Wahlgeheimnisses einzuführen. Der Bundesrat hat es ein Menschenalter hindurch geduldet, daß bei den Reichstagswahlen durch unterschiedliche Stimmzettel das Wahlgeheimnis gröblich verletzt werden konnte. Bald wurde dies herbeigeführt durch den bläulichen Schimmer des für die weißen Stimmzettel von dieser oder jener Partei ausgewählten Papiers, bald durch den dicken Druck, der auf der Rückseite des zusammengefalteten Stimmzettels den Namen des Kandidaten deutlich verriet, bald durch die Stärke des Papiers, sowie durch die Größe des Formats. Heute ist vorgeschrieben, daß bei den Reichstagswahlen die Stimmzettel neun zu zwölf Zentimeter groß und von mittelstarkem weißem Schreibpapier sein müssen. Die Farbe und der Druck spielt heute bei den Stimmzetteln überhaupt keine Rolle mehr, weil sie in einen amtlich gelieferten Umschlag gesteckt werden müssen. Selbst innerhalb des Bundesrates wird heute kaum ein einziges Mitglied Auskunft zu geben vermögen, weshalb diese Vorschriften zur Sicherung des Wahlgeheimnisses nicht schon in den 1870er Jahren eingeführt worden sind. Aehnlich wird man auch im Bundesrat einst über die Wahlurnen denken.

Die Wahlbeteiligung zum Reichstag.

Das vor kurzem erschienene zweite Heft der Statistik des Deutschen Reichs über die Reichstagswahlen von 1912 gibt u. a. auch einen interessanten Aufschluß über die Beteiligung der Wählerschaft an den Wahlen. Das Gesamtbild, um dies sofort festzustellen, ist erfreulich; es zeigt uns, daß die Wahlbeteiligung bei den deutschen Reichstagswahlen außerordentlich stark ist und kaum noch übertroffen werden kann.

Während bei früheren Wahlen die Gesamtziffer der Wahlbeteiligung oft unter 80 pCt. zurückblieb, hat sie diesmal für das Deutsche Reich die respektable Höhe von 84,9 pCt. erreicht. Wenn wir die Ziffern nach den einzelnen Bundesstaaten gruppieren, so ergibt sich, daß einzelne der Kleinstaaten mit einem einzigen Wahlkreise die Durchschnittsziffer ganz beträchtlich überragen. Die höchste Wahlbeteiligung erweist demgemäß Lübeck mit nicht weniger als 94,7 pCt.; es folgt Reuß ä. L. mit 94 pCt. und hierauf Sachsen-Altenburg mit 92,6 und Reuß j. L. mit 92,3 pCt. Die Hansestadt Bremen, die bei der Wahl von 1908 hinsichtlich der Wahlbeteiligung den Vogel abgeschossen hatte, rangiert diesmal hinter obigen Bundesstaaten mit „nur" 90 6 pCt.; darüber steigt noch das Herzogtum Anhalt mit seinen beiden Wahlkreisen auf insgesamt 90,9 pCt., während das Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin sich, was jedenfalls hier und da überraschen wird, mit 90,1 pCt. auch sehr fleißig im Wählen gezeigt hat. Von den größeren Staaten bleibt Preußen mit insgesamt 84,5 pCt. nur um eine ganze Kleinigkeit hinter dem Durchschnitt zurück. Das Königreich Sachsen, Württemberg und Baden übertreffen den Durchschnitt mit 88,8, 86,4 und 87,1 pCt. recht erheblich, Elsaß-Lothringen steht genau auf dem Reichsdurchschnitt, während das Königreich Bayern mit 80,9 pCt. verhältnismäßig stark dahinter zurückbleibt; es ist daran hauptsächlich der Regierungsbezirk Niederbayern schuld, der nur eine Wahlbeteiligung von 72,5 pCt. aufweist. Es ist dies charakteristisch, denn hier herrscht das Zentrum fast unumschränkt, mit Ausnahme des Wahlkreises Pfarrkirchen, der bauernbündlerisch

---

Unaufhörlich wirken die Gründe und Motive nach, die bei der Begründung eines neuen Zustandes maßgebend gewesen sind.
L. v. Ranke.

Die Kultur-Akademie.

Berlin, im März.

Das Wort „Kultur" — man kann auch „Stil" sagen — wird von allen Berlinern, die ihrer Zeit genug zu tun wünschen, nur noch eßlöffelweise verschlungen. Wenn dem Berliner vormals Kunst, Ruhe, Geld und die anderen am Tage liegenden Bequemlichkeiten des Lebens die Ziele aufs innigste zu wünschen waren, so ist er heute, seit seine Heimat die bourgeoise Maske, die jahrelang bewahrte, puritanisch-kleinbürgerliche Zurückhaltung mit dem typischen Großstadt-Décolleté vertauscht hat, — „Berlin wird doch noch einmal die schönste Stadt der Welt", — ständig auf der Suche, um jede Funktion seines Tages und seiner Nacht auf die Maße des Stils und der Kultur zu bringen. Jedes Aschingerbrötchen soll seine mit dem Leben des sich an ihm Sättigenden harmonisch zusammenstrebende Eigenart haben: es wird auch nachgespürt, wie etwa die Formen der Stiefelknechte und der Hausschlüssel mit dem Charakter des Besitzers in Beziehung treten können. Und die Leute mit dem großen Portemonnaie — „Wenn du Geld hast, find'st du höh're Ziele; arme Leute leben nicht im Stile" — betreiben die Jagd nach der Geschmackskultur, die ihnen natürlich kein inneres Bedürfnis, sondern nur ein ihnen von den Salonpredigern zugeschobenes Schlagwort ist, so ganz sportlich, wie Polo, Golf oder Hockey. — Ich sehe, daß sich in diesem Augenblick und bei der Musterung dieses Ausfalls gegen die Verfeinerung des Geschmacks die Lippen meiner holden Leserinnen mit Bezug auf mich zu dem Wörtchen: „Knote" öffnen. Ich würde aber dann doch bitten, diesen Knoten wieder von mir zu lösen. Denn ich habe natürlich gar nichts gegen den guten Geschmack in allen Lebensformen, gegen die Kultur als Großsiegelbewahrerin der eigenen und benachbarten Existenz, sondern nur einiges gegen die heute von Neu-Berlin beliebte, sehr gewaltsame Art, sich dieser Kultur zu nähern. Man warte doch bescheiden, bis Madame Kultur ein gnädiges Augenzwinkern verschenkt; aber man sage nicht: „Sie, Fräulein, komm'n Se mit!" Wenn mir getreue Nachbarn, die gestern noch der deutschen Orthographie gegenüberstanden wie die Türken den Bulgaren an der Tschatalbscha-Linie, heute erzählen, daß die Farbe eines disharmonisch gegen die Tapete stehenden Möbelstückes sie „zur Verzweiflung bringen" könne, so sehe ich diese Leute nicht auf der emsigen Suche nach Verfeinerung begriffen, sondern habe für sie nur das gute, wenn ich mich nicht irre, dem Mesopotamischen entlehnte Wort „Schaute" in Bereitschaft. Die Kultur hat man bereits verlernt, wenn man sie übertreibt.

Aber schon die Ueberschrift dieser Zeilen soll ja eben beweisen, daß Neu-Berlin diese meine Ansicht mißachtet. Denn es besteht hier tatsächlich seit Beginn dieser Saison eine kleine Akademie, nur gegründet, um dem Geschmack auf die Beine zu helfen und einen gewählten Kreis besserer Leute von Kultur belecken zu lassen: eine Hochschule, deren Kollegien zu innerer Einheit und äußerem Schliff, zu allen Schikanen der Benehmität erziehen sollen. Nicht weit von dem Lärm des Potsdamer Platzes breitet sich dieses Land Kulturien aus, erbaut auf dem Boden des „Hohenzollern-Kunstgewerbehauses", welches im übrigen durch die Ausstellungen „Der gedeckte Tisch", „Die Entwicklung der Mode" u.s.w. wirklich kulturfördernd, weil im Sinne eines praktischen Anschauungsunterrichtes, aufklärend und geschmacksbildend, gewirkt hat. Jetzt, im Rahmen der Kultur-Akademie, die ein, auch zwei Male in der Woche zusammentritt, muß man sich im ganzen an Worte halten. Man geht hinein — ich werde gleich definieren, daß es sich hier nicht um eine Altweibermühle, sondern um eine Jungweibermühle handelt —: man fühlt sich borstig, sozusagen innerlich unrasiert. Aber man verläßt, wenn man etwa gehört hat, was der Architekt Ernst Friedmann über Wohnungskultur, was der Dichter Georg Herrmann über die Segnungen des Biedermeier, was die Modeschriftstellerin Margarete von Suttner und der rückenkräftige Kunstkritiker Fritz Stahl über andere Geschmacksfragen zu sagen hatten, als Kulturmenschen das Lokal . . . Dort wird um fünf Uhr Nachmittags ein kleiner Salon mit blutroter Tapete und zierlichen Rokokosesseln, auf deren blassen Gobelinbezügen Liebespärchen Haschen spielen, zur Aula dieser Universität. Hinein in das gedämpfte Licht, hinter welchem die rotbeschirmten Stehlampen gleich Fackelträgern sich aufgepflanzt haben, schweben, wie Motten, die Schüler und Schülerinnen („stud. kult."). Weniger junge Herren, die mit beispiellos tippen Cutaways, mit fabelhaft toppen Krawatten und mit einer Barttracht, die sich plötzlich dem Biedermeier-Backenbärtchen zuwendet, ihren Befähigungsnachweis zur Aufnahme in die Akademie zu erbringen trachten: mehr junge Frauen von jenem gepflegten Typ, den die Natur in einer nicht von der Dutzendfabrikation überlasteten Stunde zur Welt zu bringen pflegt, und in deren Gegenwart von Geschmacksverfeinerung zu reden eigentlich einen Pleonasmus bedeutet. Man setzt sich auf die Gobelinstühlchen, um die polierten, schlankbeinigen Tische, und hüllt bei halblautem, um Gotteswillen nicht dreiviertellautem Plaudern den Salon in das Parfüm eines allgemeinen süßen Lächelns. Man faßt sich untereinander — und die braun livrierten Domestiken fassen die Teebretter, auf denen Schalen und Kekssteller im Sopran aneinanderklirren — mit Glacéhandschuhen an. Die Fingerchen, an denen die Maniküre täglich ihre Arbeit leistet, und die mit dem rosigen Glanz der Nägel und dem sanfteren Alabastertimbre der Haut wirklich etwas Aufregendes haben, halten mit zierlichem Griff die Teetasse. Ein vollbärtiger Herr, tief geneigt über eine Brünette, an deren Décolleté-Himmel weitab von einer Wolke schwarzen Taffets ein einsamer Brillantstern steht, und deren blasses Antlitz kupferfarbene Scheitel rahmen, sagt im Stile Sudermanns, wenn er in einer Konversationsszene gereizt wird: „Gnädige Frau, ich sah Sie gestern vorüberglänzen." Selbst die Midinettes des Hauses, die zuschauen, sind keine Geschmacksverirrungen.

Und dann tritt plötzlich der „Professor", der heute in dieser Akademie mit freier Tee- und Keksbeköstigung Dienst tut, unter das Volk der lächelnden Pretiösen. Er steht da, an eine alte Vase gelehnt. Er spielt, „lässig", wie der Dichter sagt, mit einer kalten Zigarette (die in dieser Umgebung der passende Magisterstab ist) und setzt seinen südländischen Oskar Wilde-Kopf mit dem etwas verwirrten Haar, den weichen Zügen und dem Monokel in der Augenhöhle den Blicken des Auditoriums aus, die ihm Beifall sprühen, da es kulturlos wäre, hier Beifall zu trampeln oder zu klatschen. Man denkt beim Anblick dieses Dozenten der Kulturakademie, dessen Aeußeres zugleich die Trachten-Elemente des Künstlers, wie die des Dandy aufs Tapet bringt, ein wenig an den Bellac des alten Herrn Pailleron, besinnt sich dann aber schnell darauf, daß im Grunde hier ein richtiger Dichter steht: der junge Doktor Emil Ludwig nämlich, der in romantisch-beflügelten Dramen, in einem vielbesprochenen Bismarck- und einem funkelnagelneuen Wagner-Buch Wortkünste und Phantasiekünste eng zusammenführt und es sogar ermöglicht, zugleich ein Politiker, zugleich ein Schwärmer zu sein. Er spricht über „Tradition und Geschmack"; aber er ist, mit deutlichem Fingerzeig auf die Berliner Großbourgeoisie, deren Vertreterinnen zu seinen Füßen sitzen, durchaus geneigt, dem Kultus der Ueberlieferung vor dem der Jungberliner Geschmackskultur den Vorzug zu geben, weil er in dieser letzteren nur Entgleisungen, nur ein wirres Vorwärtstasten, nur ein Sichübernehmen sieht. Er belächelt ein Zeitalter, in welchem ein jeder (und zumal der, der sie nicht hat) mit seiner Persönlichkeit hausieren geht; in dem die Säuglinge zugleich an die Vorzüge der ersten Milchsuppe und an die Vorzüge ihrer Persönlichkeit glauben sollen; und seine glossierenden Sprüche: „Wer die Ohren nicht verscheitelt trägt, gilt heutzutage nicht als interessant," oder: „Wer eine schöne Seele hat, braucht kein Mieder zu tragen," passen mancher der anwesenden Snobinessen ausgezeichnet ins Wappen. Auch andere Aphorismen dieses Zeitbetrachters über den rasenden, gewaltsam und hektisch gesteigerten Rhythmus des Berliner Gesellschaftslebens sind weittragend und beweiskräftig. Am wirksamsten aber sucht er, wie gesagt, die Pose der Individualität zu dämpfen: — seine Sentenzen: „Vielleicht aus einem großen Irrtum heraus, aber stets ist der echte Künstler zurückhaltender als die Bourgeoisie" und: „Es ist besser, die Persönlichkeit zu verschleiern, als sie nur äußerlich-revolutionär kundzugeben," sprechen von Noblesse und gesunder Bescheidenheit. Und sie fallen gewiß nicht, um jede Persönlichkeit zu ersticken, sondern nur, um die Propaganda für die Persönlichkeit allein ihren Werken zuzuweisen. . . .

Im Gegensatz zu der Gepflogenheit anderer Universitäten fordert der Weltmann-Dichter-Professor nun seine Zuhörerinnen zur Diskussion auf. Er hat ihre Zuverlässigkeit in Geschmacksdingen bezweifelt; nun versucht er, zugleich mit einer neuen Zigarette, auch ihren Widerspruchsgeist in Brand zu setzen. Aber die Pretiösen scheinen die leisen, kritischen Rutenstreiche durchaus mit Wohlbehagen auf ihrer Sammethaut empfunden zu haben. Statt einer Protestarie säuselt nur wieder das verschämt-befangene Lächeln durch den Salon, das die hübschen Gesichter dieser Damen unter Pleurenfenhut und Reiherkappe als ständiges Visier tragen. Allenfalls die gescheite Modeschriftstellerin und ein schwarzbärtiger Gentleman wagen also Erwiderungen sehr lauwarmer Temperatur. Die übrigen genierten sich, rückten auf den Sitzen hin und her und schwiegen befangen die Kulturstunde zu Ende. Und nur eine Dame nahm sich das Recht freier, wenn auch nicht lauter, so doch halblauter Meinungsäußerung. Sie wandte sich zu ihrer Nachbarin, so energisch, daß die schwarze Seide ihrer Robe zischelte, zeigte zwischen den Lippen ein Zünglein, ganz spitz und so rot wie die Flechten ihrer sorgfältig undulierten Haare, und sagte: „Si tacuisset, philosophus mansisset!" . . .

Walter Turszinsky.